

(Nachdruck verboten.)

## 3) Der Kampf um Bliestener.

Eine Sommergeschichte von Heinrich Vorhard.

Der Kremser bog in den Weinbergsweg ein und verließ mithin Fritz Futterbauchs Revier.

„Hast Du jesehn“ sagte der Spah, der mit seiner Gemahlin gemütlich auf einer Laterne saß, „wie se Leine jezoppt haben? . . . Se konnten janich schnell jenuch wechkommen . . . Jä habe aber ooch nich schlecht runterjeschrieten, wat? . . . Da schlag' doch aber Gener lang hin! — Steh'n schon wieder zwei Weibskleute an de Ecke!“

Das war ein sonderbar zusammengestelltes Paar, fast eine Allegorie: Die Mode von Anno dazumal und die Mode von übermorgen. Die Mode von Anno dazumal war Lante Bliestener, eine kleine, alte Jungfer, die in der Hauptsache aus einem mächtigen, türkischen Umschlagetuch und einem Bindebänder-Kapothhütchen mit borstig hochstehenden Schmelz-püscheln bestand; die Mode von übermorgen hatte ein eng anliegendes Tailor made-Kleid, welches außen mit raffiniertester Einfachheit und innen mit schwerer rauschender Seide gearbeitet war, hatte ein stoddünnes, orangenfarbenes Sonnenschirmchen im Arm, den englischen Strohhut auf der Nase eine tadellose Offiziersdamen-Figur, Gelbsterne, — hoheitsvolle Bewegungen — die richtige Gräfin mit Ahnenperspektive bis zum Horizont. Es war aber doch bloß Fräulein Piele, eine Dame der Konfektion — wenn sie sprach, dann war kein Zweifel mehr möglich.

„Zutisch sind se, Fräulein Bliestener, un wir können se nachpfeifen!“

„Jä kann nisch davor, id jloobe, Sie waren schuld mit des Haarbrennen . . . Et wär ja sehr hübsch jewesen, na — nu is et eben nisch. Nu woll'n wa man wieder nach Hause jehn . . . Sie können sich ja noch en bisken außs Ohr lejen, Fräuleinchen, un id — id —. Et is schon recht jut, det et so jekommen is, nu wer' id heute mal for mir wat ausbessern können — sonst lassen ma de Stunden doch keene Zeit zu . . .“

„Sie sind bon! . . . Thun jrade so, als ob man bloß mit den einen Kremser nach'n Frenwald fahren könnte! . . . Zuerst stärken wa uns jekt uff den Schred irgendwo mit Chokolade un Kuchen. . . . Un denn fahren wa nach'n Bahnhof. . . . So wird's jemacht!“

„Nee, Fräulein, det kost't zu viel . . . Sie können ja thun un lassen for Ihre Person, wat Se wollen, aber id . . . wo soll woll ne Ausbesserin all' det Geld herhaben — un Jhnen da zur Last fallen, wo Se schon den Kremser for mir bezahlt haben . . . nee, nee!“

„Seien Se doch keen Kind! . . . Jä muß ma woll det Geld mit blut'jen Schweiß bei'n Steinhausen uff de Chassee zusammenkloppen? . . . Da wird morjen einfach jesagt: Lieber Junge, id melde Konkurs an; total pleite! . . . . Mädchen, bist Du schon wieder abjebrennt? sagt er denn und schüttelt mit'n Kopp. Na wat dachtest Du denn? — Siehste, hilf mir bloß det eene Mal noch, sonst schief id mir 'ne Kugel durch'n Kopp . . . Die Schande übersteh' id nich! . . . . Un denn jrient er! . . . Nee knaufserig is er jarnich; sonnen' Nobeln hab' id überhaupt noch nie jehabt! — — —“

Zwei Stunden später marschierten sie auf der Suche nach der Kremserpartie durch den Grunewald.

Wie bist du schön, du vielgeschmähter Grunewald! Rings um die schweigende, rötliche Dämmerung der kahlen hohen Kiefernstämme, ernst wie der Tod, und dahinter, lustig und glücklich wie die Jugend, Waldwiesen in hellem Sonnenschein. In der Ferne durch lange Schlitze der Himmel; dasselbe tiefblaue Himmelstuch, was hochoben ausgespannt liegt hinter schattigen Nadelbüscheln, hinter den rosig braunen Nestern, hinter jedem kleinen Nestchen, überall daroben, so weit, so weit . . .

„Wissen Se, Fräulein Piele, id könnte mir hier stundenlang auf'n Rücken legen, un inma bloß da oben reinsehen, et wird ja immer scheener, je mehr man rinn kuckt! . . . Ach Zott! det kann doch keener malen un wenn er de besten Farben hat! . . . Det Kühle hier unten so un denn oben det Wärme, det bis ins Herz rinnjeht? . . . Un denn

die Vögel! Hören Se, wie se piepen, wie die det Leben schön finden? . . . Det muß er ooch mitmalen können, sonst . . . sonst is et doch nich det Richtige . . .“

„Se sind woll lange nich hier rausjemacht, Fräulein Bliestener?“

„Na ja . . . an die zehn Jahre wern's woll sein. Sehn Se, wenn man so alleene vor sich hinlebt un for keenen ändern als for sich selbst det Sonntagsvergügen machen soll, denn sagt man sich so: die fünf Froschen, die et doch sicherlich kost', kannst de ooch for de Miete sparen, de jehst en bisken vor de Dhüre uff de Allee, da sind ooch jrüne Bäume, un seht da uff ne Banke un bist verjünt. Na ja . . . et jehst ja ooch . . . un et muß ja jehn . . . aber . . . na, nu seh'n Se doch bloß mal! . . . Wie sich der Wald mit den blauen Himmel drüber so janz klar un stille ins Wasser spiegelt . . . is et nich so richtig wie'n Sonntag? . . .“

„Nee, nee, Fräulein Bliestener, wo Se recht hab'n, hab'n Se recht! . . . Det is wirklich janich so häßlich . . . janz sauber sojar . . . n' bisken monotod zwar, würde Meiner sagen, aber sonst . . . na jewiß . . . jewiß . . . warum nich? . . . In vier Wochen wird's ja aber doch woll noch'n Ende schöner sein.“

„Jä bin for'n Hochsommer janich so . . . Wenn man alle Tage den janzten ausjeschlagenen Dag in de heiße Stube sitzen soll un über de Näherei rüberhängt und sich nich ne Minute wechrühren kann, denn denkt man schließlich der Kopp springt Einen! . . .“

„Ach so meinen Se! . . . Nee! In vier Wochen kutschier'n wa in de Welt rum!“

„Davon weej id ja noch jarnisch!“

„Det is ma ooch bloß so rausjebubbelt . . . et soll ja keener wat von wissen . . . Er will's ja nich haben . . . Nach Italien jehst's un nach England, oder nee . . . nach Rußland, jloob id . . . id weej ja nich, wo er eijentlich allet so hin will, id verjesse die Namens inma wieda! Aber Italien is mang jewesen!“

„Zott, is Ihrer nobel! Det kost' den Mann ja 'n Vermöjen! . . . Wenn die Sache man jut endet . . .“

„Det is for den doch en Kinkalichken! . . . Un wenn nich, wat jehst et schließlich mir an, wenn er so verrickt is, id zwingt ihn doch nich zu! . . . Aber wissen Se, Fräulein Bliestener, id freue mir doch mächtig druff . . . So die Italiener . . . det Schwarze . . . . det is so janz meine Liebe. Schon hier die Kleenen „Zipsfiguri, Zipsfiguri“ uff de Straße, wat die for Dogen in'n Kopp haben, da wird eenen janz anders! . . . Jä freu ma riesig uff de Reise . . . Ein einzigesmal bin id jereist . . . ooch mit'n Bekannten . . . det war doch aber bloß Dresden . . .“

„Ach ja, Fräulein, de Welt sich anjehn! Italien—Rom un Venedig un Florenz! . . . Wo id noch janich lesen jekount habe, da haben se mir schon inma von erzählen müssen . . . meine Mutter war dajewesen mit de Fräfin Schnerin . . . un denn habe id das so ofte in de Bücher jesehen, id weej janich wie ofte, un ma inma jewünscht; Wenn de das nu ooch mal sehn könntest, wie se da mitten ins Wasser de ganze Stadt jebaut haben un denn den Besud un Neapel . . . Wie das Meer da so ankommt, janz blau, un oben sitzt der weiße Schaum druff un denn spritzt et an'n Ufer hoch . . . huit! hast de nich jesehn! . . . inma eine Welle nach de andre. Da dabei sieht det Wasser draußen janz ruhig aus, un se fahren mit ihre knalljetbe Sejel jemüßlich druff rum, überall . . . Un wissen Se, Pompeji liejt da ooch . . . Det kennen Se doch? . . . Wat se da aus de Erde jebuddelt haben . . . Man soll janich jlooben, det die Menschen, die dadrinn jewohnt haben, schon alle en paar tausend Jahre dot sind, et is orndlich jruschlich, so lebendich sieht die ganze dodije Stadt aus . . .!“

„Da müssen wa ooch hin! . . . So det Unheimliche is wat for mir . . . Jä bin nu mal so . . . Wenn wat in's Blatt steht von en Wurd oder von sowat, denn kann id janich jenüg kriegen, un dabei hab' id denn de Nacht so'n Vammel, det id janich zu'n Schlafen komme. Da braucht denn bloß ne Mücke zu summen, bin id raus aus'n Bett.“

„Un denn sehn Se sich man ooch de blaue Zrotte an un Tivoli . . . Fräuleinchen, aber Se schreiben ma doch mal? oder nee . . . Se werden de Zeit ooch nich so dicke haben. Se erzählen ma alles, wenn Se wiederkommen; die paar

Wochen, die Se wech sind, wer' id doch noch warten können, nich wahr?"

"Nee, nee, id schreibe . . . Uff Briefe versteh id mir sehr jut, det haben noch alle jesagt . . . Det dämliche is man bloß, det id nu imma mit ihn zusammenhoden muß . . . Wat flooben Se, wat man da sonst for Zicken machen könnte! Aber so . . . Der is ja immer fleich so eifersüchtig wie'n Spaz in Frühling; da braucht man sich bloß nach eenen umzukucken . . . fleich jehst bei ihm det Gepiepse los! . . . Sonst is er doch janich so dumm, aber det Benehmen is doch Quatsch! . . . Id soll denn imma jehn wie 'ne Nonne aus en Mädchenpensionat . . . Weiß er denn, wat id uffstelle, wenn er nich bei is? . . . Wenn id will, kann id ma ja außer de Zeit en Duzend andre anfragen, ohne daß er den geringsten Ahnimus von hat . . . Is et nich so?"

"Fräulein, das is aber doch ooch nich recht von Ihnen! Der Mann zahlt so velle un is so jut . . ."

"Ach, det kommt doch hier nich in Rücksicht! Id will den Mann bloß mal zeijen, det er anpassen kann, wie er will . . . er kann sojar imma um ma rumloosen wie'n Karoussel . . . un id handle doch mit eenen an . . . da jehde id jede Wette mit Ihnen ein! . . . Wissen Se, unterwegs sojar, wo id doch ni jar keene Ahnung von de fremde Sprache habe, will id det machen . . . Jawoll, det kann id! . . . Die Wette jewinnen wa! . . . Id schreib's Ihnen denn fleich —"

"Hören Se? . . . Hören Se? . . . Det's mein Nefse, det bläst er imma, det un „Muß i denn, muß i . . ."

„Behüt Dich Gott, es wär so schön geweeesen,  
Behüt Dich Goooot, es hat nicht sollen sein.  
Behüt Dich Goooooot, es wär so schön geweeesen,  
Behüt Dich Goooooooot, es . . . hat . . . nicht  
sooooo . . . kennein!"

Mitten zwischen dem dicksten Eisbein und der wunder-  
vollsten Mettwurst, zwischen dem delikatesten Delikatesshering  
und der sauersten Sülze, zwischen der Halben der Brauerei,  
zwischen Stullenpapier und Eierchalen, und wer kennt die  
Schnäpse, zählt die Namen, hatte es nicht sollen sein. Es  
paßte zwar nicht ganz, aber sonst war es doch wirklich zu  
schön!

"Det Dings hab id doch schon mal wo jehört?" sagte  
Herr Zademaß, rechte die Arme und klopfte den Unterleib.  
„Aber et hat ma dazumalen ja nich so jesallen, Herr Bliesener,  
det wirkt woll nich uff nüchternen Magen?"

"Nee, daran liejt's nich", mischte sich seine Frau ein, die  
etwas Stimmung machen wollte. „Det liejt an des Spiel  
von Herrn Bliesener, so an das Jesühlvolle, an das Seelije  
sozusagen un . . . an de Jesellschaft . . . Sehr viel an de  
Jesellschaft . . . Keine fremde Nase hier mang, allens Leute,  
die man jern hat, un die sich jerne haben, mit die man noch  
nie en böjes Wort jewechselt hat un ooch nich wechsejn wird.  
. . . Rich wahr, so is et!"

"Red' se nich wie 'n Buch?" wandte sich Herr Zademaß  
an die Gesellschafft. „Nu können Se sich en Bild machen von  
de Jardinenpredigten, meine Herrschaften! Wenn id mal en  
bisten anjeschwort oder ooch sonst . . ."

„Nach ma hier nich zu'n Aujust vor de Leute! Red id  
da? . . . Da red id janischt, da mach' id allens mit 'n Stiebel-  
tnecht!"

„Ah, Tante Bliesener und Fräulein Piele . . . Doch  
schon da?"

„Mein Nefse Emil, Herr Wulkow un Semahlin —  
Fräulein Piele, meine neue Mietsdame . . . Kennen Se die  
Herrschaften da?"

„Dogenblick doch! . . . So'nen Nefsen hätt' id Ihnen  
in janzem Leben nich zusetraut . . . is ja 'ne hochjeine Marke —  
Fräulein Bliesener, der muß Se zum Kaffe mal besuchen.  
Wat et kost'l, zahlekt!"

„Nu können Se schon! . . . Frau Vogler — Fräulein  
Piele . . ."

„Des heißt, Frau Vogler, wenn id Ihnen mal uff de  
Straße schweide, wundern Se sich nich! . . . Zu erkennen  
sind Se so nich. De ganze Frau een Zahutuch! . . . Ihr  
Mann is woll nich mit?"

„Doch, er is blos in's Lokal . . . Er trinkt blos  
'ne Weijse. Warum soll er sich nich det Keene Verjünjen  
mal jönnen; der Mann is ja sonst so fleißig."

„Herr Kommiss Vogler . . . bei unjern Kaufmann schräg-  
Her — Fräulein Piele,"

„Sehr anjenehm!"

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Nun ist wieder eine Woche vorbeigezogen, und emsiglich mäh  
sich der Chroniqueur, ein paar Ereignisse zu entdecken, die ihm und  
seinen Lesern ein kleines Sonntagsvergnügen bereiten könnten, heitere  
Menschen, heitere Dinge möchte er finden. Heitere Menschen — ach,  
du liebe Zeit, wer lächelt heutigentags noch! Der Sinn für Humor  
geht immer mehr verloren. Da gab es einige Richter, denen bei  
einer Gerichtsverhandlung Gott weiß was Komisches einfiel, das  
irgendwo einmal passiert war, und da sie damals vermut-  
lich die Pointe noch nicht entdeckt hatten, holten sie  
während der Verhandlung das Veräumte nach und —  
lächelten. Die Partei aber hielt sich dadurch für beleidigt,  
und als sie diesem Gefühl Ausdruck gab, fühlte sich wieder der  
Gerichtshof beleidigt, und ein neuer Prozeß ward heraufbeschwo-  
ren. Die würdigen Richter behaupteten beinahe, sie könnten gar nicht  
lachen, und wenn, nur außeramtlich, es wurden Zeugen über diese  
schwierige Frage vernommen, aber schließlich wurde doch festgestellt,  
es wäre gelächelt worden — worüber, unbekannt. Die Beteiligten  
aber sollen einen Eid geleistet haben, niemals mehr etwas Komisches  
zu hören, zu sehen, oder gar zu denken — man kann nie  
wissen, was geschieht, wenn ein eingefrorener Witz plötzlich auf-  
taut. Von anderen Leuten ist nicht bekannt geworden, daß sie  
in letzter Zeit heiter gewesen wären, und so nehme  
ich an, daß es keine Fröhlichen diese Woche gab; sonst  
wäre das sicherlich allgemein bemerkt worden. Denn, wie  
schon der Dichter ungefähr sagt: ernst ist das Leben, heiter sein  
eine Kunst.

Heitere Dinge hat die verfloßene Woche auch nicht allzuviel  
gebracht. Der Reichstag ist noch auf Ferien, sogar Herr von Frege  
hat diese Woche seine Amtschätigkeit, das Präsidium nach außen hin  
würdig zu blamieren, eingestellt, die hohe Regierung hat allerdings  
in den letzten Tagen von sich etwas hören lassen, aber an ihr  
etwas heiter zu finden, verbietet mir schon der Respekt — vor  
dem Staatsanwalt. Der Landtag macht sich interessant;  
da er gerade keine Sitzungen abhält, sind die Herren  
Landräte zur unentwegten Opposition entschlossen — und das ist  
vorläufig noch eine sehr ernste Sache; wir möchten mit unserm  
Lachen nicht gerne zu früh kommen. Seitdem ein Freiunionsorgan  
den Schatten eines Landrates heraufbeschwo-  
ren, der aus Goethes  
„Göt" den berühmten Gruß an den Hauptmann kannte, herrscht in  
Beamtenkreisen, soweit sie Abgeordnete oder Regierungsvertreter  
sind, lebhaftere Bewegung. Unter den Abgeordneten ist jetzt große  
Nachfrage nach der klassischen Literatur; man sucht nach ähnlichen  
Stellen, durch die man seine Bildung und seinen Unabhängigkeits-  
sinn dokumentieren könnte, ohne die angestammte Sprechweise gar zu sehr  
aufgeben zu müssen. Durch dieser plötzlichen Bildungseifer fühlen  
sich aber die Vorgesetzten dennurhüt; man kann doch nicht so viele  
schlagfertige Antworten ebenfalls bei unsern Dichtern finden, über-  
haupt diese ganze Lesewut — wohin soll das noch führen? Es gilt,  
der Landbevölkerung mit gutem Beispiel voranzugehen, und statt  
dessen wird an den heiligsten Agrilkulturgütern so gefrevelt! Andere  
hervorragende Persönlichkeiten meinen allerdings, die große Mehrzahl  
werde sich mit dem einen „Göt" begnügen; aber man will niemand  
so recht als Hauptmann gelten — keiner will den Landräten  
einen strikten Befehl für die Abstimmung erteilen. Warten wir's  
also geduldig ab; irgend einen Spaz wird es dabei doch noch geben.  
Vielleicht kommt inzwischen noch ein Gesetzentwurf, der den Zeitungen  
das Verbreiten benruhigender Citate verbietet.

Unlängst ist der „Vorwärts" mit seiner freblen Neugier schön  
hereingefallen. Er druckte Briefe des Herrn v. Stumm ab, ohne zu  
bemerken, daß er sich das geistige Eigentum eines anderen aneigne.  
Aber glücklicherweise giebt es noch Gerichte in Preußen, die den  
Sinn für alles Geistige noch nicht verloren haben. Wir wandten  
uns im ersten Schreden an einen Techniker, damit er uns die geleistete  
Arbeit heransrechne; aber da der Mann durchaus mit Ausdrücken wie  
„Pferdestärke", „Dampf", „rückläufige Bewegung" herumwarf, zogen  
wir es vor, auf seine Berechnung zu verzichten; hoffentlich hat Herr  
v. Stumm einen Sachverständigen, der ohne solch verhängliche Aus-  
drücke den Nachweis einer Arbeitsleistung führen kann. Mit uns  
teilen den Schreden die Redacture der „Post"; daß ihr verehrter  
Chef sie an seinem Eigentum soweit teilnehmen läßt, als es geistig  
ist, hat für die Herren gerade keinen besonderen Reiz. Die Sache  
bei der „Post" ericheint außerdem sehr verwickelt. Man denke sich,  
daß einmal dem Blatte ein Redacteur nicht nur gestohlen werden  
kann, sondern wirklich gestohlen wird; könnte das nicht auch als  
Diebstahl am „geistigen Eigentum" des Herrn Stumm aufgefaßt  
werden?

Seitdem der flammande Welt verflündet worden, daß in der  
„Post" geistiges Eigentum zu finden sei, machten wir uns an die  
Lektüre dieses Blattes; vielleicht daß in dem freudigen Säwed über  
diese amtliche Anerkennung der Redacturen etwas Menschliches  
passierte und es etwas zu lachen gäbe. Aber nichts Heiteres fanden  
wir; möglich, daß wir zu spät gekommenen. Aber da sind wir in  
recht guter Gesellschaft. Auch Herr Professor Paulsen scheint bisher  
nicht gewußt zu haben, daß in dem Blatte Geist zu finden sei;  
denn nach dem eigenen Zeugnis der „Post" informiert sich der Ge-  
lehrte über Ereignisse des öffentlichen Lebens nur aus frei-  
sinnigen Blättern. Und das thäte ein so staatsreuer Herr wahr-  
haftig nicht, wenn er gewußt hätte, daß er auch anderswo,  
beispielsweise bei der „Post", seine geistigen Bedürfnisse befriedigen

lann. Darum verzeiht ihm die „Post“ noch einmal die Rede, die er am evangelisch-socialen Kongress hielt: Professor Paulsen wird das doch nicht als Strafe ansehen, wenn man von ihm die Lektüre der „Post“ verlangt?

Der evangelisch-socialer Kongress hat uns wieder mit einigen Mitgliedern dieser Vereinigung bekannt gemacht; schon glaubten wir, die evangelisch-socialer Partei zähle nur noch Anhänger, die aus der Partei ausgestiegen sind. Aber noch immer finden sich Professoren, die von Zeit zu Zeit der hohen Obrigkeit mitvoll einigens zu sagen wagen, und das geschieht natürlich am besten auf einem Kongress, der unter dem Schutze aller Staatsstühlen steht; hier hat man keine Maßregelung zu befürchten. Man entläßt seinen Groll über die barbarischen Zeiten, der Regierung schadet es nicht, und dem Herrn Professor macht es eine Freude. Außerdem hat der Kongress seinen besonderen Nutzen für einige Pastoren, die den Text für ein paar erbauliche Sonntagspredigten hier geliefert erhalten. Man sieht, die evangelisch-socialer Partei kommt einem wirklichen Bedürfnis entgegen; und wenn erst sich noch die Arbeiter finden, die den Grundstock der Partei ausmachen sollen, dann werden die Evangelisch-Socialen sich mit ebenerm Griffel in die Geschichte unserer Zeit einschreiben. Vorläufig aber — wie der Schulmeister in einer altbekannten Poesie sagt: „Der Wub schreibt sehr schön, man kann's nur nicht recht lesen!“

### Kleines Feuilleton.

**gk. Menschen als Vierhänder.** Die berufsmäßigen Fußkünstler der Gegenwart, die Akrobaten, haben sich erst durch langjährige Übung und Gewohnheit eine Fähigkeit erworben, die bei manchen Völkern noch heute etwas ganz Selbstverständliches ist. Wie Paul d'Enjoy in der „Revue Scientifique“ nachweist, läßt sich bei den Völkern der selben Klasse eine besondere Fußbildung verfolgen, die sie von jeher befähigte, die Funktionen der Hand auch auf den Fuß zu übertragen. Das charakteristische Merkmal ihrer Fußbildung ist das Abstreifen der großen Zehe vom Fuß und ihre Beweglichkeit, eine Eigentümlichkeit, die für die Indier, Araber, Singalesen ebenso kennzeichnend ist, wie etwa die gelbliche Hautfarbe oder ihre platte Gesichtsforn. Am wenigsten tritt dies bei den Chinesen hervor, die ja überdies durch die Kunst, ihre Füße zu verunstalten, bekannt sind. Thatsache aber ist es, daß bei allen Japanern und Anamiten die große Zehe auffallend absteht und isoliert beweglich ist. Wie bei den Affen der Daumen den anderen Fingern gegenübersteht, so können die Japanesen und Anamiten mit der großen Zehe die Bewegungen des Einziehens und Spreizens, ja selbst Drehungsbebewegungen ausführen. Es ist sicher, daß diese Anomalie bei den Anamiten auf erblicher Veranlagung beruht. Schon in den ältesten Zeiten des chinesischen Altertums wurde das Reich Anam von den Chinesen das „Königreich der abgekehrten Zehen“ genannt. Lange Zeit erhielt sich dieser Name, und noch heute werden die Anamiten „Gino-yi“ (abgekehrte Zehen) genannt. Die Anamiten sind Sohlenläufer; sie stützen sich nie auf die Ferse. Ihre Aufstellung würde für uns eine Tortur sein. Statt sich hinzulegen, lauern sie sich zusammen, indem sie die Knie so weit beugen, daß die Schenkel an die Waden stoßen. In dieser Stellung verbringen sie mehrere Stunden, ohne sich zu rühren. Die Japaner sitzen liegend auf ihren übereinandergelegten Füßen. Die Chinesen richten sich darin bald nach den Japanern, bald nach den Anamiten. Die ungewöhnlichen Stellungen und Leistungen der „Peditanen“ erklären sich alle aus der zangenförmigen Beweglichkeit der großen Zehe. Der Anamite steigt nicht in den Steigbügel, sondern ergreift einen der Bügel mit der großen Zehe, zieht diese ein und gewinnt so einen Stützpunkt. Die anamitischen Arbeiter sind in manchen Berufen mit Händen und Füßen thätig, z. B. in der Schlosserei, Tischlerei und Tischerei. Im äußersten Orient überrascht man die eingeborenen Kinde oft dabei, daß sie die Braten mit dem Fuß vom Spieß nehmen, oder einen Tisch mit den Füßen abdecken, wenn sie die Hände nicht frei haben. Dabei laufen die Gläser und das Geschirr nicht mehr Gefahr, zerbrechen zu werden, als wenn es mit den Händen geschähe. Der Bediente eines Mandarins machte sich oft ein Vergnügen daraus, schwere Möbel mit den Füßen wie Laboivrets zu transportieren, und eine Stecknadel mit dem Fuß vom Boden aufzuheben, um sich nicht zu bilden. Die anamitischen Handwerker ergreifen ihre Werkzeuge mit den Füßen, die Laos brauchen die Füße, um den Bogen abzuschießen, die Koreaner zum Weben, die Chinesen zum Angeln. Viele anamitische Schriftsteller, Maler und Musiker schreiben und malen mit den Füßen. —

— **Was kostete Deutschland der dreißigjährige Krieg?** Ein Beispiel, das den juchzenden Schaden kennzeichnet, den der dreißigjährige Krieg über Deutschland gebracht hat, giebt eine Berechnung dessen, was er dem damaligen Herzogtum Württemberg kostete. In den „Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte“ weist v. Stälin nach, daß 1654 der dem Lande von 1628—1650 erwachsene Schaden sich auf 3 562 285 920 M. nach heutigem Geldwert belief. Hiernit ist aber noch bei weitem nicht aller Schaden gedeckt, wenn man z. B. erwägt, daß von den 1623 vorhandenen 425 288 Einwohnern nach 1650 nicht weniger als 375 186 fehlten und sich doch in der Zeit schon viele wieder neu niedergelassen hatten. Erst nach 100 Jahren hatte Württemberg die Einwohnerzahl von 1623 wieder erreicht. Und welcher Schaden erwuchs nicht daraus, daß 1650 noch der größte Teil des Landes

wüst, ruiniert und ungebaut datag, weil es keine Menschen gab, die die Acker usw. bebauen konnten! Auch lagen 1650 noch 53 Städte und Dörfer gänzlich niedergebrannt am Boden, zahlreiche Kirchen und viele Tausende von bürgerlichen Häusern. —

— **Aus der Werkstatt Meissoniers.** Ueber seine Beziehungen zu Meissonier erzählt der bekannte russische Maler Werschischagin in der „Contemporary Review“ einige Anekdoten. Da er wußte, welche peinliche Sorgfalt dieser auf die Vorbereitung seiner Bilder verwendete und wie er beständig besorgt war, nichts Modernes zu waken, fragte er ihn einst bei einem Besuche, wie und wo er denn „die beschnittene Straße von 1814“ studiert habe. Meissonier zog unter einem Tisch ein viereckiges Brett von ungefähr anderthalb Meter im Quadrat hervor: „Darauf“, sagte er, „hatte ich mir alles zusammengerichtet, was ich brauchte: Schnee, Schmutz und Wagenfelle. Ich habe zuerst nasse Erde zusammengesmetet und dann diese kleine Kanone eiserne Male darübergefahren. Mit Hilfe eines genagelten Schubes habe ich die Fußspuren der Pferde markiert. Hierauf habe ich Mehl darüber gestreut und wieder die kleine Kanone herumgefahren, bis das Ganze den Anblick einer wirklichen Straße bot. Ich habe es dann noch gefalzen und alles war bereit.“ — „Gefalzen, warum?“ fragte Werschischagin erstaunt. — „Um das Klimmern des Schnees zu erhalten. Sie lächeln? Aber wie hätte ich es anders machen sollen?“ — Werschischagin dachte, daß es besser gewesen wäre, nach Russland zu reisen und sich eine wirkliche schneebedeckte Straße anzusehen. —

### Aus der Urzeit.

**k. Bearbeitete Mammutknochen in Mähren.** Zu Beginn der Diluvialzeit der Erde war das Mammut auch in Mähren keine seltene Erscheinung. Selbst im Stadium der größten Vergletscherung in der Eiszeit reichten die nordeuropäischen Gletscher nur bis an den Nordfuß der Sudeten und Karpathen. Der größte Teil des Landes war im Sommer völlig eisfrei und der Boden in der Tiefe nicht gefroren. Eine üppige Wiesen- und Waldvegetation entwickelte sich in den feuchten Niederungen, zumeist aus Nadelhölzern bestehend, die Tiere, wie das Mammut, Rhinoceros, Wisent und Elentier wohl ernähren konnten. Nach einem Bericht von Professor Makowsky in den „Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien“ finden sich Mammutknochen von den südlichen Grenzen bis ins mittlere und nördliche Mähren, ja selbst bis nach Schlesien. Sie liegen meistens eingebettet im Löß, dem sandig-tonigen Staub der Diluvialzeit, der durch heftige Stürme in den Thälern und an den geschüttigten Berglehnen abgeseht wurde und so die Tierreste vor gänzlicher Auflösung bewahrt hat. Es sind hier in der Regel nur die Reste von jüngeren Tieren in größeren Mengen gefunden worden und zwar vermengt mit den Knochen vom Rhinoceros, Pferd und anderen Tieren. Von größtem Interesse aber ist, daß sich an diesen Knochen deutliche Spuren menschlicher Bearbeitung nachweisen lassen, und somit ein Beweis für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Mammut erbracht ist. Neben Kohlenkörnchen finden sich die durch Hitze veränderten, künstlich gespaltenen Knochen, oft selbst in Aschenrinden eingeschlossen, und rohe Steinwerkzeuge liegen daneben. Das Mammut wurde zweifellos vom Menschen erlegt und bei seinen Lagerplätzen verzehrt. Der bemerkenswerteste Fund ist im Löß bei der sogenannten Branamühle nahe von Bräun gemacht worden. Von drei ungleichaltrigen, aber jüngeren Mammutknochen wurden drei Oberarmknochen gefunden, bei denen die Gelenköpfe durch kräftige Hiebe abgeschlagen, die Knochen an einem Ende ausgehöhlt und die Höhlung mit Lehm ausgefüllt war. Das deutet darauf hin, daß ein ganz besonderer Zweck damit verbunden gewesen sein muß. Nach Virchow's Meinung wurden diese Mammutknochen als Sodel eines zugespitzten Holzflammes, also als Pfahlbau im sumpfigen Boden benutzt. Die prismatische Aushöhlung kann auch nur am frischen Knochen vorgenommen sein, denn ein Knochen, der schon längere Zeit im Boden gelegen, wäre wohl durch eine so kräftige Bearbeitung gespalten und zerstückelt worden. Dadurch ist die Annahme, daß die Menschen einer späteren Periode die Knochen und Zähne des Mammut, wie die Jakuten Sibiriens, erst aus dem gefrorenen Boden ausgruben und dann bearbeiteten, hinfällig geworden. Auch in Sibirien mehrten sich die Funde von Mammutknochen, die beweisen, daß auch der Mensch dieser Gegenden das Mammut gesehen und eifrig auf dasselbe Jagd gemacht hat. Ein erst kürzlich in Potosowig aufgefundenes merkwürdiges Knochenwerkzeug ist wahrscheinlich zur Herstellung des Loches und zur Auskräftung des Knochengewebes der Mammutknochen, wie es bei den erwähnten Knochen geschehen war, benutzt worden. Es ist ein 15 Centimeter langes, 3 Centimeter breites Bruchstück eines Schienbeins des Wildpferdes, das neben dem Mammut in der Diluvialzeit in dieser Gegend am verbreitetsten war. —

### Physiologisches.

**ss. Die Schmeckfähigkeit unserer Zunge.** Man glaubt gewöhnlich, daß die ganze Zunge gleichmäßig für die verschiedenen Geschmackseize empfänglich ist. Der Geschmackssinn hat aber eigentlich nur in den Zungenwurzeln, in die die Enden der Geschmacksnerven verlaufen, seinen Sitz; aber diese Zungenwurzeln selbst haben gar nicht die gleichen Fähigkeiten aufzuweisen. Schon vor einiger Zeit hat Dehrwall die wichtige Thatsache ermittelt, daß von den vier gewöhnlich unterchiedenen Geschmacksarten des Süßen, Sauren, Bitteren und Salzigen nicht alle von allen Zungenwurzeln wahrgenommen werden. Dehrwall hatte die Versuche, die ihn zu diesem Schlusse führten, an sich

selbst vorgenommen und dabei konnte natürlich nicht eine so objektive Vorsicht beobachtet werden, als wenn eine zweite Person zum Versuch herangezogen wird. Aus diesem Grunde hat neulich Kiew die Experimente einer Nachprüfung unterzogen, und zwar in der Weise, daß die Versuchsperson nicht wußte, was für ein Stoff auf die Zunge gebracht wurde. Kiew benutzte als Vertreter der vier verschiedenen Geschmacksreize Rohrzucker, Salzsäure, schwefelsaures Chinin und Kochsalz. Diese Stoffe brachte er in einer gewissen Reihenfolge auf die einzelnen Zungenwärtchen der Versuchsperson und stellte fest, ob die richtige Geschmacksempfindung entstand oder nicht. Im ganzen wurden 39 von den Wärtchen einzeln untersucht, und es ergab sich zunächst, daß vier davon merkwürdigerweise überhaupt auf keinen der zur Prüfung verwandten Stoffe reagierten. Von den übrigen 35 wurden das Kochsalz von 31, der Zucker ebenfalls von 31, die Säure von 29 und das Chinin von 21 Wärtchen „geschmeckt“. Danach wären 4 gegen Kochsalz, ebenso viele gegen Zucker, 6 gegen Säure und 14 gegen Bitterkeit unempfindlich. —

**Medizinisches.**

cl. Vergiftung durch Thee. Im Bellevue-Hospital in New York wird gegenwärtig ein merkwürdiger Fall behandelt. Es handelt sich um eine Vergiftung durch Thee. Der Kranke hat seit früher Jugend eine übertriebene Menge Thee zu sich genommen. Er trank 8—10 Tassen täglich. Jetzt ist er Anfang vierzig und trinkt sogar mehr als 30 Tassen. Dabei nimmt er weder Milch noch Zucker dazu. Der Patient nimmt keine Nahrung zu sich und befindet sich in einem schrecklichen Zustand von Blutarmut. Der Teint ist gelb, die Lippen sind weiß, der Atem ist bellommen. Er wird von Hallucinationen gequält und kann sich keiner Arbeit widmen. Ueberdies schläft er fast den ganzen Tag. Man behandelt ihn mit Eisen und giebt ihm nur kleine Nahrungsquantitäten. —

**Aus dem Gebiete der Chemie.**

— Ein blauer Korallen-Farbstoff wurde, wie der „Prometheus“ mitteilt, von Professor Liversidge in Sydney in einer bei der Funafuti-Expedition entdeckten und dort häufigen Koralle (Heliopora coerulea) aufgefunden. Die Tiere sind außen von einer gefärbten nicht schieferblauen Färbung, die innen dunkler ist, und enthalten 1 Proz. schön blauen Farbstoffes, der am leichtesten in Eisessig löslich ist. Er erwies sich als völlig verschieden vom Indigo, wie auch von dem blauen Farbstoff der Hummerhäute sowie von andern bekannten blauen Farbstoffen am ähnlichsten schien noch das blaue Pigment der Emu-Eierschale. Die Lösung ging allmählich in Grün über, aber langsamer als eine Indigolösung von gleicher Sättigung der Farbe. Ueber die Zusammensetzung ist nichts Näheres ermittelt; die Asche enthielt reichlich Eisen, Phosphor, Kalk und etwas Magnesia. —

**Astronomisches.**

t. Die Tageslänge auf dem Planeten Mars oder, mit anderen Worten, seine Umdrehungsdauer ist kürzlich wiederum genau bestimmt worden, und zwar von dem bekannten englischen Astronomen Deming. Es wurden zahlreiche Beobachtungen benutzt, die im Monat Februar der Jahre 1869 und 1884 gelegentlich der größten Erdnähe des Planeten gemacht wurden. Als Fixpunkt galt dabei die sogenannte Große Syrte, eines der bekanntesten Landschaftsgebilde auf der Marsoberfläche. Die letzte Beobachtung geschah dann am 7. März 1899. Zwischen dieser und der ersten Beobachtung am 4. Februar 1869 lagen 10 987 Tage 21 Stunden und 31 Minuten, während welcher Zeit der Mars 10 710 Umläufen vollführt hatte. Die Dauer der einzelnen Umdrehung beträgt demnach 24 Stunden 37 Minuten 22,7 Sekunden, also etwas über eine halbe Stunde mehr als der Erdtag. —

**Bergbau.**

ie. Das reichste Eisenerz-Lager der Welt ist nach einer Mitteilung der „Zeitschrift für angewandte Chemie“ dasjenige von Kirunavara im nördlichen Schweden. Zu seiner Ausbeutung wird gegenwärtig eine Eisenbahn von 184 Kilometer Länge gebaut, in deren Herstellung sich die schwedische und die norwegische Regierung teilen, und zwar liegt von der Gesamtlänge etwas weniger als ein Viertel auf norwegischer Seite. Die Gesamtanlage wird etwa 30 Millionen Kronen kosten, wovon Norwegen 7 Millionen übernimmt hat, in welcher Summe die Ausgaben für die nötigen Hafenanlagen in Ofoten, dem Endpunkte der Bahn, einbegriffen sind. Das Erzlager wird auf 205—300 Millionen Tonnen im Niveau des nahegelegenen Lnosfjärvi-Sees und im ganzen auf etwa 700 Millionen Tonnen bis zu 200 Metern Tiefe unter dem Seespiegel geschätzt. Das erscheint gar nicht zu viel, es ist aber zu berücksichtigen, daß der Gehalt des Erzes an Eisen so hoch ist, wie man es noch nirgend anders gefunden hat. Das Erzgebiet von Kirunavara ist nur etwa 105 Kilometer von dem schon seit langem berühmten Eisenerzlager von Gellivara entfernt, liegt aber noch erheblich weiter nördlich (fast unter dem 68. Breitengrade) und wird wahrscheinlich das nördlichste Bergwerk der Welt werden. Auch die deutsche Eisenindustrie ist an seiner Entwicklung in gewissem Grade interessiert, da das nordischwedische Erz wegen der billigeren Verladung von Ofoten aus, wenigstens für die westdeutschen Häfen etwas billiger sein wird als das Gellivara-Erz von Lulea aus, woher Deutschland bisher eine nicht unbedeutende Menge bezog. Besonders günstig für

das neue Unternehmen ist der Umstand, daß der Hafen Ofoten trotz seiner erheblich nördlicheren Lage das ganze Jahr über eisfrei ist, während in Lulea für 4 1/2 Monate die Schifffahrt im Winter geschlossen ist. Im Anschluß daran können wir erwähnen, daß auch in Rußland die Erschließung eines wertvollen Eisenerzlagers in Aussicht steht, nämlich des sogenannten Magnetberges bei Torgorvo. Die Erze enthalten daselbst bis zu 65 Proz. reines Eisen und sind demnach in Rußland wohl die reichsten Eisenerze und werden überhaupt in der ganzen Welt nur von den oben erwähnten schwedischen Erzen übertroffen. Bisher wurde der Magnetberg wenig beachtet, da es kein Heizmaterial in der Umgebung gab und auch der Transport der Erze schwierig gewesen wäre. Jetzt haben sich diese Verhältnisse geändert, da man in der Nähe von Pawlograd Steinkohlen gefunden hat und außerdem ohnehin den waldreichen nördlichen Ural und den an Steinkohlen reichen südlichen Ural mit dem fraglichen Gebiet durch Eisenbahnen zu verbinden gedenkt. —

**Humoristisches.**

— **Verfehlte Spekulation.** Ein junger Arzt hat in der Stadt seine Praxis eröffnet. Damit es nun in der ersten Zeit im Sprechzimmer nicht gar so leer aussieht, bieten sich seine Verwandten und Bekannten an, einige Wochen, zur Zeit der Sprechstunde „Kranke zu markieren“. — Fünf Tage haben sie schon dieses Opfer gebracht und kein Kranker stellt sich ein. Da erscheint ein biederes Bäuerlein unter der Türe. Wie er die vielen Wartenden sieht, sagt er ganz verschüchtert: „Na, da i's ma' z'voll!“ dreht sich um und ward nicht mehr gesehen. —

— **Poesie und Prosa.** Sie (Schwärmerisch): „Guter Mond, du gehst so stille.“  
Er: Na, das fehlte, daß der auch noch nachts Lärm machen würde!“ —

— **Darum.** „... Wie aber der Förster gestern gelogen hat, so hörte ich noch keinen Lügen!“  
„Vedenken Sie doch, der ist aber auch nicht Förster, sondern Oberförster!“ —

**Notizen.**

— Die Erbauung eines Stadttheaters wurde von der Stadtverordneten-Versammlung in Thorn auf Antrag des Magistrats beschlossen. Die Baukosten sind auf 300 000 Mark veranschlagt. —

— Der Komponist Johann Strauß in Wien ist an einer Lungenentzündung sehr schwer erkrankt. —

c. Ein eigenartiges Reisebuch aus dem 17. Jahrhundert ist kürzlich von Emmanuel Rodocanachi in den Archiven des Vatican gefunden worden und gelangt demnach zur Veröffentlichung. Es ist das Manuskript eines Tagebuchs, das ein Edelmann Justiniani, geboren am Anfang des 17. Jahrhunderts, auf einer Reise durch ganz Europa seinem Sekretär diktiert hat. Er besuchte Deutschland, Holland, England und Frankreich und legte in seinem Tagebuch seine Eindrücke von den zahlreichen Menschen und Dingen, die er zu sehen bekam, nieder. Das Buch wird einen beachtenswerten Beitrag zur Kulturgeschichte jener Zeit liefern. —

— Umweil Plau (Mecklenburg) hat man bei Ausschachtungsarbeiten eine goldene Armspange gefunden, die dem Museum in Schwerin überwiesen wurde. Sie wird als ein Eiding bezeichnet, welcher der jüngeren Bronzezeit, etwa dem 6. vorchristlichen Jahrhundert, angehört. Der Ring ist in einer Tiefe von etwa 2 Metern in schwarzer Torferde gefunden als Einzelstück und besteht aus feinstem Golde im Gewicht von 56 Gramm. Er stellt einen einfachen, sich nach den Enden zu verzweigenden, nicht geschlossenen ovalen glatten Reif dar. Die Enden laufen in kleine trompetenartige Knäufe aus und zeigen geringe Verzierung durch Kerbschnitte und Punkte. —

— Der englische Papyrusforscher Grenfell ist mit der Herausgabe der Papyri aus Oxyrhynchus (Aegypten) beschäftigt, die unter anderem auch die Reste einer Olympionikenliste enthalten, die mit der 75. Olympiade (480 v. Chr.) anhebt und bis zum Jahre 452 herunterreicht. Es ist eine schlichte Aufzählung der Sieger in den Olympischen Spielen. —

— In dem dem Reichstage zugegangenen Nachtragsetat ist unter den fortdauernden Ausgaben des Reichsamts des Innern ein Betrag von 20 000 Mark zur Förderung der römisch-germanischen Altertumsforschung eingestellt. Es waltet hierbei nach den „Verl. Pol. Nachr.“ die Absicht vor, in Anknüpfung an die erfolgreichen, zu Beginn des nächsten Jahres ihr Ende erreichenden Limesausgrabungen eine wissenschaftliche Centralstelle für die Erforschung der Vergangenheit Deutschlands in den einstmals von den Römern besetzten Teilen von den ältesten Zeiten bis zum Ende der Römerherrschaft zu schaffen. —

— Die Wiener Akademie der Wissenschaften wird zwei Astronomen nach Delhi in Ostindien zur photographischen Aufnahme des Leoniden-Schwarmes, der dort sichtbar werden wird, entsenden. —